

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 10



Des Knaben Wunderhorn

Moritz von Schwind †



Landstraße

R. Seewald

DAS GEKENTERTERE BOOT

Von Carl Conrad

Als sie ins Boot stiegen, stand schon ein handbreit Wasser darin. „Das ist Regen“, sagte Hans, tauchte die Ruder wechselweise ein und drehte den Bug in die Richtung auf den offenen See. Seine Mutter und Greta, mit der er sich vor drei Wochen verlobt hatte, saßen vor ihm. Sie waren heute, am Sonntag, alle drei aufs Land hinausgefahren, und beim Durchstreifen des Waldes hatten sie diesen einsamen See entdeckt. Im Schiff lag ein altes Ruderboot. Man hatte es flottgemacht, um ein wenig zu radeln. Gegen Mittag hatte sich ein unferndliches Wetter aufgesetzt. Wolken waren über dem Wald aufgestiegen und hatten sich immer dichter zusammengezogen, bis sie eine gleichmäßige, trübe Schicht bildeten, die auch jetzt noch den ganzen Himmel bedeckte. — „Schaut mal!“ sagte Greta. Hans blickte auf und sah, wie an dem schon ziemlich weit entfernten Ufer zwei Reiter vorüberzogen, beide in altnordischen schwarzen Kostümen. Die Dame, deren gelbes Haar hell unter der schwarzen Melone leuchtete, ritt voraus. Sie saß im Damensattel. „Vielleicht gehört ihnen das Gut, an dem wir eben vorbeigekommen sind“, sagte Hans. Das Gut war ihm wegen des alten, aber festen Turmes aufgefallen, der vor dem Wohnhaus stand. Die Mutter nickte. Hans sah, wie die Reiter im Walde verschwanden. Eine kleine Staubwolke hing noch über dem Weg.

Im gleichen Augenblick deutete die Mutter mit der Hand, die leicht zitterte, auf den Boden des Bootes. „Ich weiß nicht, Kinder“, sagte die Mutter, „es kommt mir so vor, als ob das Wasser immer mehr würde“. „Das ist sicher Einbildung“, sagte Hans. Aber auch ihm schien es, als sei jetzt mehr Wasser im Boot als zu Beginn der Fahrt. „Hans ist ja so ein guter Schwimmer“, sagte Greta lachend, er wird uns schon herausziehen“. Hans ließ die Ruder los, welche, vom Wellenschlag bewegt, in ihren Dollen quieschten. Greta zog die kleine graue Mütze vom Kopf. Eine Haarsträhne wurde mitgenommen und hing über das Gesicht herab. Greta hob langsam die linke Hand und strich das Haar über den Kopf zurück. Es war eine ruhige, schöne Bewegung, und Hans erinnerte sich an den Sommerabend, als er unter den dunklen Kastanien hin zu der Langschule ging, in der Greta an einem Gymnastikturs teilnahm. Hans hatte sie schon oft gebeten, einmal zuziehen zu dürfen, aber Greta sagte, wenn er komme, werde sie sofort den Saal verlassen, und sei ihm drei Tage böse. Nun hatte er bei der Tanzlehre ein angeregt und eine Vereinbarung getroffen. Er sollte ihn ermäßigst werden, Greta bei ihren Übungen zu beobachten, ohne selbst sichtbar zu sein. Die Schule lag inmitten eines eigenen kleinen Parks. Das Parktor war verschlossen. Hans drückte auf die Glocke.

Über der Glocke war ein Messingbild mit der Aufschrift: „Eva Pagenstecher, Schule für Körperkultur und Tanz.“ Ein junges Mädchen in einem engen Langkostüm aus schwarzer Seide kam von innen auf dem Kiesweg heran und schloß das Tor auf. Wie Hans um die Biegung des Weges bei den Flederbüchen kam, hörte er Musik und sah den hell erleuchteten Gymnastiksaal jenseits einer Rasenfläche liegen. An der Längsseite zog sich eine Terrasse hin. Die großen, doppelten Glastüren standen auf, und Holzstreifen fielen aus ihnen über die Terrasse. Hans stieg die drei Stufen hinauf. „Bleiben Sie im Schatten. Nun dort aus können Sie alles sehen“, sagte das junge Mädchen und ging in den Saal. Hans sah die Mädchen ihre Übungen machen. Sie trugen alle dies gleiche schwarzseidene Kostüm. Sie standen in einem großen Kreis, hatten sich bei den Händen gefaßt und bewegten ihre Beine im Takt der Musik durch die Luft. Dann ließen sich die Mädchen los, stießen die Arme empor und machten mit dem ganzen Körper zierliche Wendungen und Bewegungen. Als Hans, der sich vorsichtig im Schatten hielt, Greta entdeckt hatte, dachte er: „Wie schön sie sich bewegt! Und so ganz für sich!“ Er konnte es nicht begreifen, daß sie ganz allein, ohne ihn, etwas Neues junger bringen könnte. Er war sehr erschrocken darüber.

In der Erinnerung daran mußte Hans lächeln. Er sah, wie Greta sich zu seiner Mutter neigte und etwas zu ihr sprach. Aber er konnte es nicht verstehen. Die Mutter hatte ihre verarbeiteten, rissigen Hände im Schoß liegen. Aber sie lag nicht ruhig. Sie waren beständig in Bewegung, als wollten sie irgend etwas ausspülen. So hatte Hans seine Mutter oft in dem kleinen Garten bei der Arbeit gesehen. Später waren sie in eine andere Wohnung gezogen, die im dritten Etos lag, und sie hatten keinen Garten mehr. Oft, wenn die Mutter abends auf dem engen Balkon hinter der Küche saß, wo man nur in den Hof und in die Fenster der anderen Wohnungen sah, sogte sie: „Hätten wir doch bloß unseren Garten noch!“ —

Wie Hans die beiden Frauen so im Boot vor sich jehen sah, dachte er plötzlich: Mein Gott, wenn wirklich mal was passieren würde, ich könnte doch nur eine retten.

Er war sehr müde und hatte das Gefühl, wenn er jetzt ins Wasser fälle, würde er nicht einmal sich selbst retten können. Er ercappte sich dabei, daß er sich über den Bootsrand gelehnt hatte und die Hand ins Wasser hielt, um die Temperatur zu prüfen. Das Wasser war sehr warm. Hans begann wieder zu rudern. Als er sah, daß das Wasser im Boot an Gretas linken Fuß einen kleinen Estrad bildete, als sei dort ein Leck, sprang er auf. Greta, die gleichfalls aufgestanden war, stieß einen Schrei aus. Sie hatte mit dem Fuß das morsche Bodenbrett durchtreten. Nun drang das Wasser in vollem Estrade ein. Greta verlor das Gleichgewicht und griff mit den Händen in die Luft. Hans sprang hinzu, umschlang sie und drückte sie mit leichter Gewalt wieder auf die Bank nieder. Das Boot schwankte stark. Hans, indem er sich die Jacke vom Leib riß, rief tief mit aller Kraft: „Hilf! Hilf!“ Auch Greta versuchte zu rufen, aber die Stimme kam nur leise und heiser aus ihrem Mund. Die Mutter hatte ihre Hände gefaltet. Ihre schmalen, blassen Lippen bewegten sich. Hans knüllte seine Jacke zusammen und stopfte sie in das Leck. Das Wasser füllte das Boot schon gut zur Hälfte. Die Halbschube zog Hans, ohne sie aufzuschwämmen, von den Füßen. Er blickte sich um.

Das Boot befand sich in der Mitte des Sees. Es war schwer festzustellen, welches der Ufer das nächstliegende sei. Dann schien es Hans, als liege das Ufer, auf dem vorhin die Reiter vorübergekommen waren, am nächsten. Er schätzte die Entfernung auf etwa fünf-hundert Meter. Da die Joppe durchweicht war, stürzte das Wasser hindurch und stieg im Boot schnell an. Greta saß zusammengesunken. Hans fleudete sich vollständig aus. Dabei schrie er unaufhörlich nach allen Richtungen: „Hilf! Hilf!“ Greta kroch auf den Knien durch das Wasser zu ihm heran und umklammerte seine Beine. Er fühlte, wie sie zitterte, und auch seine Knie wurden unsicher und begannen leicht zu zittern. Gretas Gesicht war weiß wie Papier, die Zähne waren verzerrt, und aus den weit aufgerissenen Augen ließen unaufhörlich die Tränen. Der ganze schmale Körper wurde vom Schluchzen ge-

schüttelt. Hans blickte zu seiner Mutter hinüber. Ihre Augen ruhten unbewegt auf ihm. Er mußte die Beine spreizen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, denn das Boot machte jetzt senebarte, schlingende Bewegungen, als sei es schon ein Etick Wasser. „Kinder, ihr müßt jetzt auf mich hören“, sagte die Mutter, und ihre Stimme war ruhig und klar, „ich bin eine alte Frau. Ich hätte ohnehin nicht mehr lange zu leben. Ihr müßt mich gehen lassen. Hoffst du mich verstanden, Hans? Du müßt Greta retten.“ So gleich fühlte er, daß Greta ihn losließ. Sie stand auf und rief: „Nein! Nein!“ Da begann das Boot zu sinken. „Es sank erst langsam, dann schneller, und das Wasser drang rauschend von den Seiten herbei. Greta schrie: „Die Mutter! Sie ist doch deine Mutter!“ und ließ sich hinterrüber ins Wasser fallen. Sie röchelte und schlug mit den Armen um sich, daß das Wasser aufgewühlt wurde und Hans ins Gesicht spritzte. Er zuckte zusammen, stieß Arme und Beine zurück und begann zu schwimmen. Er konnte nicht mehr denken. Zugleich sah er, daß der Kopf seiner Mutter, die sich noch immer am Boot festhielt, im Wasser versank, und war in zwei Etöcken bei ihr. Er griff zu und arbeitete sich mit ihr an die Oberflüche. Er mußte tief atmen. Er hielt den Kopf seiner Mutter mit beiden Händen, während er mit den Beinen schwamm. Er fürchtete jeden Augenblick, einen Krampf zu bekommen. Das Gesicht der Mutter sah wie tot aus. Die Augen waren geschlossen. Sie war ohnmächtig. Hans schwamm mit seinen letzten Kräften. Von Greta war nichts mehr zu jehen. „Wenn die Mutter in Sicherheit ist, geh ich wieder ins Wasser“, dachte Hans, „wenn Greta tot ist, will ich auch sterben“.

Er blickte sich nicht um. Er schwamm, so gut er es noch vermochte, mit dem linken Arm die Mutter haltend, und bei jedem Etöck blickte sich sein Kopf etwas über das Wasser. Dann konnte Hans jehen, daß er dem gelben, lehmigen Ufer nähergekommen war. Immer wieder drang ihm das Wasser in Mund und Nase, und er mußte küssen. Pflösch war ihm, als habe er Boden unter den Füßen, und als fänden auf dem Ufer zwei Pferde und die Dame im schwarzen Kostüm, die vorhin vorbeigereiten war. Aber das Bild verdundelte sich jogleich wieder. Es war, als zöge sich eine schwarze Blende rasch vor seinen Augen zu. Obgleich ihm sehr übel war, bemühte er sich, etwas vom Ufer zu erkennen, aber jetzt sah er nur noch ein Pferd dort. Die Dame stand neben dem Pferd und hielt es am Jügel fest. Sie trug nun eine rote Jacke und hatte ein goldbezogenes Jagdhorn um die Schulter gehängt. Das Pferd und die Dame bewegten sich nicht, sie waren sehr klein und standen auf der flach ausgestreckten Hand der Mutter. Hans lag in seinem schmalen, weißen Kinderbett und hatte Fieber. Er war sehr krank. Die Mutter hatte noch ihren dunkelblauen Mantel mit dem schwarzen Pelztragen an. „Es war sehr teuer“, sagte sie, „aber weil du so krank bist, hab ich es doch gekauft. Es ist eigentlich etwas für erwachsene Herren, als Briefbeschwörer oder so“. Hans nahm die Figur in seine heißen Händen. „Wenn ich jetzt bin, Mutti“, sagte er, „dann stell ich es auf meinen Schreibtisch“. —

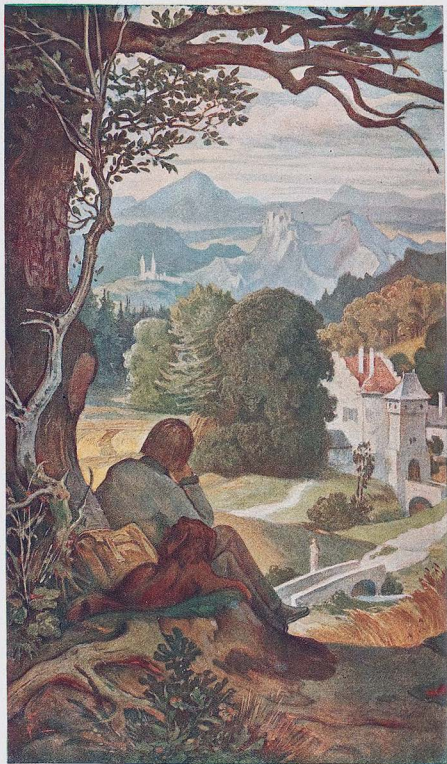
Als Hans wieder zu sich kam, sah er, daß er auf dem Ufer lag. Man hatte ihn mit einer schwarzen Reithacke bedeckt. Das Gesicht eines älteren Mannes war über ihm. Der Mann hatte nichts als eine Hope an, die tiefend nach war. Sein Oberkörper war kräftig und braun, und Wassertröpfchen kamen über die Haut hinab. Hans, der sich auf dem feuchten Boden unbehaglich fühlte, wollte sich aufrichten, aber er war so schwach, daß sein Rücken bebte und der Kopf wieder auf die Erde schlug. Nun wandte er wenigstens den Kopf ein wenig und sah Greta neben sich liegen. Sie hatte die Augen auf und blickte ruhig zum Himmel. An den Atembewegungen ihrer Brust konnte Hans erkennen, daß sie lebte. „Wir haben Ihre Hilserufe gehört“, sagte der fremde Mann. „Wir sind gleich im Chalopp wieder umgekehrt. Als wir aus Ufer kamen, war es höchste Zeit. Meine Frau hat die Pferde gehalten. Als die junge Dame zum zweitenmal hochkam, konnte ich sie beim Neck fassen.“ Hans wollte etwas sagen, aber wie er den Mund öffnete, schlugen jogleich die Zähne heftig aufeinander. So schloß er den Mund wieder. Er hörte hinter sich eine Stimme, die ihm bekannt erschien. Hans drehte seinen Kopf herum, soweit es ging, und sah seine Mutter an einem Baum sitzen, den Rücken gegen den Stamm gelehnt. Sie bewegte die Arme durch die Luft und rief: „Mir geht es gut, Kinder. Macht euch meinnetwegen nur keine Sorge. Ich fühl' mich jehr gut.“ Sie hatte einen roten Kopf und versuchte zu lächeln. „Selbstverständlich sind Sie diese Nacht



Arab. Kinder

Seewald

(Fortsetzung Seite 149)



Rast auf der Wanderschaft

Moritz von Schwind t

unzere Gäste“, sagte der fremde Mann. „Wie haben in dem Turm die Fremdenzimmer eingerichtet. Wenn es Ihnen paßt, können Sie dort die Nacht zubringen.“ „Ehr' gern“, sagte Hans, „ich wollte schon immer mal gern in einem Turm schlafen“.

Der Gutscher ging zu dem Pferd, das in einiger Entfernung unter den Bäumen grasste.

Hans drehte den Kopf wieder nach Oreta. „Es ist doch alles aus“, dachte er. Oreta lag immer noch auf dem Rücken und blickte zu dem grauen Himmel. Das nasse braune Haar klebte glatt an dem schmalen Kopf. Ihr bleiches Gesicht zeigte einen ruhigen, zufriedenen Ausdruck. Der Mund sah aus, als wollte er gleich zu lächeln beginnen. „Oreta“, sagte

Hans plötzlich. Er sah, wie sie den Kopf zu ihm wandte. Er bekam ein quälendes Herz klopfen, und beim Atmen zog sich ein stehender, lähmender Schmerz in seinen linken Arm. Er fror. Dann fühlte er, wie Oretas Hand sich auf seine Hand legte. Er schloß die Augen und hörte Oreta sagen: „Ich liebe dich deshalb nur um so mehr.“

LESINA

VON KONRAD SEIFFERT

Von allen diesen Ziegen in der östlichen Adria geht ein Duft aus, der berauschet. Manche von ihnen sind wie verzaubert. Manche haben klingende Oretten, tote, steinerne Meere, Schiffsseen mitten im Karstgestein mit fremden Vögeln, mit Pfingstengondeln, mit Felsengebüschen. Manche sind wie Loteninseln mit heiligen Hainen. Manche haben Schluchten mit moderigen Liefen und geheimnisvollen Geräuschen. Um alle steht der verhaltene Atem der Adria und ein Duft, der berauschet.

Lacroma duftet nach Lorbeer, Kirschen und Schwarzdöhren, Vizza nach Christophanehen und Johannisbrot, Brazza auch nach Christophanehen und dabei noch nach wilden Schalen und nach noch wilderen Ziegen, Pogo nach Holz und Fischen, Gutzola nach Schiffsplanken und Leer, Arbe nach Heidekraut, Schifera und herbem Wein, Lesina nach Strandkirschen, Pinien, Honig, Rosmarin, vor allem nach Rosmarin.

Wenn du von der alten, verwunschenen, zerbedeckelten Stadt Lesina aus den matten, vollen Steinweg zum Dorf Besuje hinaufgehst, dann wachsen da oben rechts und links in der Felsenwüste stark und duftend die Rosmarinbüsche hoch. In dem kleinen Dorf hat fast jedes Haus eine Rosmarinöl-Garbit im Garten, an der Straße, neben dem Ziegen- oder Heststall stehen. Es duftet und duftet.

Lesina, das sie in Haar umgetauft haben, ist nicht ganz so kohl wie die meisten andern Ziegen. Die Machchia, der Buchswald, reicht fast über alle Berge, er bedeckt die Abhänge und Schluchten und geht stellenweise bis dicht an die Klippen heran. Dieser Buchswald blüht und duftet. Es ist ein fremder, unbekannter, wilder Duft. Es ist nicht nur Rosmarin.

Dieser Buchswald ist eine fremde, unbekannte, wilde Welt. Du kletterst fludenlang durch ihn hin, vor dir, unter dir ist die Adria mit einer Kette kleiner, schmaler Inseln, die über dem unweirlichen Wasser dieses Märchenmeeres zu schweben scheinen, dahinter ist Vizza, dort schling einmal Leggethof die Italiener.

Bücheln stehen durchsichtig in der Luft, fremde Schmetterlinge fliegen in Scharen auf fremden, unbekanntem, ungehemmt duftenden Blüten, Käfer glitzern abenteuerlich, Edelsteinen glöhen, Agavenblütenhäute wuchten sich aus dem Kranz dicker, fleisiger, lederner Blätter hoch, Spunten blühen gelb und heftig.

Das Fort Spagnuolo auf dem Berg über der Stadt Lesina zerbedeckt, wie die Stadt unter ihm. Es ist 1551 rebuilt worden, von den Spaniern, zum Schutz gegen die Türken. Es hat vielen Stürmen geteigt. Nun kann man von ihm nach Italien hinübersehen. Noch nicht einmal zweihundert Kilometer entfernt ist die italienische Küste von hier.



Skizzo

Moyrhofer-Passau

Ziegenheden stieben hinter den Büschen in der Machchia hoch, sie kletterten, rasen, poltern durch die Felsen und über die Hänge, nach oben, verschwinden in der Wildnis, Staub weht wie eine lange gelbe Fahne hinter den eleganten Tieren her. Eine junge Ziege schreit auf. Sie merkt nicht. Sie schreit.

Die Pinien und Strandkirschen auf dem Weg zur Badedüfte duften nach Harz und wie nach Weihnacht. Grillen lärmten. Ameisen schleppen

rote Fischchen vorbei und in ihre Körnerbüchsen. Kaktien wuchsen zwischen den Häusern. Agaven stehen Spalier.

Im Bad hocken alle Gäste auf den Felsen oder auf der Zementmauer. Jemand hat eine Geschichte erzählt von einem Menschenhai, der weiter oben, bei Crikvenica gefischt worden sein soll. Und man fischen sie alle da und traun sich nicht so recht ins Wasser. Jeder weiß immer noch eine neue Geschichte von Modchaisfischen und anderen Meerungeheuern. Sie rauchen, sie plätschern ein wenig mit den Füßen im Wasser. Und so vergeht halt die Zeit.

Aber am nächsten Moegen schwimmen alle wieder weit hinaus. Sardinienschwärme flüchten. Niemand mehr denkt an Haifische. Aus dem Wald weht der Duft der Strandkirschen hinter den Schwimmbad her und zu andern Inseln hinüber.

Am Abend spielt auf dem glatten Platz vor der Loggia Cammidei eine Kapelle. Sie spielt laut und mit Ausdauer Wiener Walzer. Frauen mit schlafenden Kindern auf der Schulter stehen dabei. Die Ziegen fischen wie Schwärme auf der Hafennauer. Alle Fischer mit Gesichtern, denen man es heut noch anliest, daß ihre Vorfahren Seeräuber waren, stehen wie Statuen davor. Ihre weiten Faltenhosen sind die geflicktesten Hosen in ganz Europa, und die Schenkel ihrer ehemals bunten Dpanten ragen kühn hoch.

Kafen hutschen den Musikern durch die Beine. Der junge Geschäftsführer des Hotels raucht eine Zigarette und wagt sein kleines Kind auf dem Arm, hin und her, auf und ab, im Takt der Musik. Er tanzt dabei. Der Mond liegt auf dem leeren Domplatz wie auf einem Blatt Stanniol.

Im zerfallenen Palazzo Leporini, in dessen Ruinen sie eine kleine Stadt hineingebaut haben, fast oben wie in den Palast des römischen Kaisers Diokletian zu Spalato, in diesem Palast heulen die Hunde. Vielleicht heulen die, weil ihnen die Musik nicht gefällt.

Glyzinen und Amanden duften aus den Mauern heraus, durch die schmalen Gassen, um die Flügelböven von San Marco. Ein leichter Wind weht den Duft zum Meer hin und zu den andern Inseln hinüber, die schwarz, geduckt, lauernd, wie tiefenbaste Meerungeheuer im Eis der Mendee schwimmen.



Der Dorfteich

Fritz Hoffmann

ÜBERSTUNDEN

VON PANTELEJMON ROMANOW

Der Schußmann des 67. Polizeiregiments Ivan Mitrochin, der vor dem heutigen Dienstag ausgiebig gefeiert hatte, hielt sich mit Mühe an der Mauer aufrecht.

„Hier nach Wodka ist das Argste“, dachte er. „Direkt Angstzustände kriegt man davon, alles tanzt einem vor den Augen. Dabei brauche ich doch eigentlich gar keine Angst zu haben: die Straße ist ruhig, wie immer bei Nacht, und zum Schuß gegen Diebe habe ich ja den Revolver.“

Plötzlich stockte ihm das Blut in den Adern; schmerzerade auf ihn zu kamen zwei Ungeheuer. Sie trotteten auf allen Vieren und bemühten sich schließlich, in der Straßenmitte zu bleiben, wurden aber immer wieder gegen die Straßenseite abgetrieben, wo riesige Schmutzhaufen lagen.

Mitrochin riß den Revolver heraus, er-

innerte sich aber sofort, daß gegen Teufel damit nichts auszurichten sei; dann fiel ihm ein, daß er als aufgekärter Mensch weder an Teufel, noch an Gespenster zu glauben habe.

Die Ungeheuer näherten sich mit großer Geschwindigkeit. Mitrochin kam der Gedanke, daß es vielleicht Bären seien, die aus dem Tiergarten ausgebrochen waren. Er versteckte sich im Hausvor und wartete. Die Bären hatten das Tor erreicht und der Schußmann vernahm deutlich folgende Worte:

„Ja wohl — heute haben wirs ausprobiert“, jagte einer von den Bären.

„Ach ja“, antwortete der andere, wollte noch etwas hinzufügen, machte aber nur mit der Zunge eine Bewegung in der Luft und trabte weiter.

Als er die Bären sprechen hörte, trat Mitro-

chin aus seinem Versteck hervor, näherte sich ihnen vorsichtig und sagte: „Halt, Bürger!“

Er hatte sie aufs Geratewohl Bürger genannt, sah aber in demselben Augenblick, daß es wirklich zwei Bürger waren, die sich auf allen Vieren fortbewegten.

„Warum geht ihr nicht, wie es sich gehört?“

„Wir haben schon verschiedene Gangarten ausprobiert“, sagte der eine müde und hob den Kopf. Dann richtete er seine Pelzmütze, die immer wieder über die Augen fiel und fügte mit schwerer Zunge hinzu: „Zuerst sind wir schon gegangen, wie es sich gehört, haben uns aber dabei nur die Nasen blutig geschlagen.“

„Ich muß euch anhalten!“ erklärte Mitrochin. „Wie werden ein Protokoll aufnehmen und dann kommt ihr wegen Trunkenheit vor Gericht.“

„Ein komischer Kauz bist du“, sagte einer von den Bären, „wie sollen wir denn gehen?! Wenn du an anderer Stelle wärst, könntest du auch nicht anders.“

„Was seid ihr denn?“

„Gustatoren!“

„Na—aa?“

„Da—as! Das ist zu hoch für dich.“

„So, dann kommt nur mir mit. Ihr seid mir keine Arbeiter, wenn ihr von der Arbeit bejossen nach Hause geht!“

„Eben darum sind wir ja bejossen, weil wir von der Arbeit kommen.“

„Ruhig sein! Maul halten! Gebt die Hand her, ich führ' euch!“

„Wie soll ich denn auf drei Tassen gehen?“
„Auf zwei hast du zu gehen, wie alle anderen Birtler!“

„Eind wie denn die anderen?“

„Zum Teufel noch einmal! Ich kenne mich mit euch nicht aus. Was, habt ihr gesagt, seid ihr?“

„Gustatoren!“

Nitrochin hielt das Dye hin, lauschte angezogen und sagte schließlich: „Also kommt mir mit!“

Er ging voraus, spürte aber sofort, daß Wodka und Bier eine gefährliche Mischung ergeben.

„Was treibst du denn?“ rief einer von den Verhafteten. „Was steckst du die Nase in den Schneehaufen, ist die die Straße zu eng?“

„Schweig!“ sagte der Schutzmann ärgerlich. „Schaut lieber auf euch! Das soll das Bausolk der kommenden Welt sein! Sternhagelwoll bejossen alle beide!“

„Wir haben Überstunden gemacht“, antworteten die Verhafteten.

Nitrochin betrachtete das Paar, spuckte aus und ging weiter. In der Wachsflube angekommen, trat er zum Journalbeamten hin und meldete: „Betrunkene sind da!“

„Schon wieder! Her mit ihnen!“ sagte der Beamte. „Wie werden ihnen schon die Hölle heiß machen!“

Als die Festgenommenen, über und über mit Schnee bedeckt, hereingeführt wurden, blickte sie der Journalbeamte streng an und fragte: „Wer seid ihr?“

„Gustatoren!“ war die Antwort.

„Woher kommt ihr denn?“

„Von der Arbeit.“

„Von welcher Arbeit?“

„Na, aus dem Geschäft.“

„Also habt ihr euch bei der Erfüllung eurer Dienstpflichten angejossen?“

„Freilich in Erfüllung der Dienstpflichten. Sonst trinken wir ja nicht!“

Der Beamte und der Schutzmann wechselten hilflose Blicke.

„Nebliche Sache!“ flüsterte der Schutzmann leise.

Dem Journalbeamten waren die Fragen ausgegangen und er glogte die Beiden verdutzt an. „Und warum kommt ihr so spät in der Nacht daher?“ fragte er endlich.

„Wir haben doch Überstunden gemacht!“

„Herrgott noch einmal! Wozin besteht denn eure Arbeit?“

„Wozin? Weine kosten. Es gibt verschiedene Sorten. Die einen sind teuer, die anderen noch teurer . . .“

„Das ist also euer Beruf?“

„Natürlich, was denn sonst?“

„So etwas. Und wie macht ihr das?“

„Ganz einfach, wie es vorgeschrieben ist. In den Mund nehmen, ein wenig gurgeln und dann ausspucken.“

„Weine ausspucken?! — Das ist ja direkt ein Hochn“, sagte Nitrochin. „Bei mir hätten sie lang warten können, bis ich etwas ausspucke. Und ihr spuckt wirklich alles aus?“

„Das ist verschieden, aber auch wenn man ausspuckt, kommt genug hinter, wenn man so einige Stunden lang mehrere Sorten . . .“

„Ihr seid also jeden Tag in der Verfassung?“ erkundigte sich der Journalbeamte.

„Nein, nur nach den Überstunden.“

„Und kann man freiwillig Überstunden machen?“

„Natürlich, wenn genug Weine da sind.“

„Und was geschieht, wenn man gar nichts ausspuckt?“ fragte Nitrochin.

„Dann kommt du auch auf allen Vieren nicht nach Hause.“

„Wollt ihr also bei uns übernachten, oder sollen wir euch begleiten?“

„Nein, nein, wir werden schon allein ankommen.“

Die Gustatoren torkelten, aufeinander gestützt dem Ausgang zu. Beide Beamte sahen ihnen nach, von aufrichtiger Hochachtung erfüllt. Dann rief der Journalbeamte ihnen nach: „Gibt es in euren Geschäft noch freie Stellen?“

„Nein, es ist alles besetzt!“

Der Schutzmann kratzte sich den Kopf, dachte nach, stürzte dann plötzlich hinaus und schrie über die Stiegen hinunter: „Und kann man bei euch vielleicht Heimatarbeit bekommen?“
(Deutsch von Werner.)



Porträtskizze

Oswald Malura



Badepplatz

Anton Leidl

Karl J. A. Göbbels

Mündinger Naturgeschichten

Die Mündinger, die nicht weit ab von Ehingen an der Donau zu Hause sind, waren stets tüchtige Bauern, gute Kaufleute und gläubige Christen. Nur konnten sie sich früher nicht so recht befreunden mit dem vielen Tierzeug, das der liebe Gott erschaffen hatte, um die Natur bunt zu machen. Das, was auf Erden sleucht und krecht, war so vielseitig, daß sich ein Mündinger unmöglich darin zurechtfinden konnte. Dies hatte zur Folge, daß sich in Mündingen gar so manches ereignete was der Aufzeichnung wert ist.

Eines Morgens ging ein Ehinger Fischer, der die Nacht über in der Donau gefischt hatte, über die Mündinger Weide. Er hatte eine Menge dicker Krebse gefangen und teug sie in einem Bottich nach Hause. In Gedanken gewoß er schon die Krebsuppe, die ihm seine Frau bereiten würde. Weil aber einer, der in Krebsuppe schwelgt, nicht auf den Weg achten kann, stolperte er über einen Stein, fiel hin, und die Krebse flogen aus dem Bottich. Der Ehinger Fischer mußte sie mühsam wieder auflesen. Einen Krebs aber überließ er. Und den fanden später die Mündinger Hütewuben, als sie das Vieh auf die Weide trieben.

Als die Hütewuben den Krebs sahen, waren sie boß erstaunt. So ein Tier war ihnen noch nie unter die Augen gekommen. Einer wollte es aufnehmen. Da kniff sich der Krebs mit einer seiner Scheren in Finger des Jungen fest, daß dieser Zetermordio schrie und Mühe hatte, das Best wieder los zu werden. Der Junge lief pflichtschuldigst zum Bürgermeister, hielt ihm den gezwinten Finger unter die Nase und berichtete von dem bössartigen Ungeheuer auf der Mündinger Weide. Da ließ der Bürgermeister die Sturmlocke läuten und die Feuerwehrr ausrücken.

Draußen auf dem Anger standen dann Bürgermeister, Gemeinderat, Feuerwehrr und halb Mündinger um den Krebs herum, der sich vorwärts und rückwärts bewegte. Alle hielten sich in gebührender Entfernung, damit das Unliet niemand Schaden antun könnte. Sie waren sich einig, daß ein so merkwürdiges Lebewesen auf ihrer Bemerkung noch niemals erblickt worden sei. Etsliche hielten es für die Mißgeburt eines Hiesches; wickten die Jungen des Krebses nicht wie ein verkleimtes Gevieß? Andere erklärten, daß das Tier eine Kreuzung zwischen einer Laube und einer Fovelle sei,

dafür spreche der Laubschwanz und der Fischleib. Ihre Meinung setzten aber diejenigen durch, die den Krebs für eine Ausgeburt der Hölle und für einen Onossein des Teufels hielten. Gottes Geschöpfe tödchen vorwärts, sagten sie, nur des Teufels Kreaturen könnten auch rückwärts gehen.

Am Ende kamen Bürgermeister, Gemeinderat und Feuerwehrr zu folgendem Schluß: Das höllische Ungeheuer hat nichts in den Grenzen der frommen Stadt Mündingen zu suchen. Es ist deshalb zu vernichten, indem es in einen Kessel Wasser geworfen wird.

Nachdem ein solcher Kessel herbeigeschafft worden war, luden sie das Ungeheuer auf eine Schaufel und warfen es in das Wasser hinein. Entsetzen ergriß aber die braven Mündinger, als sie sahen, wie die Vollstreckung des vermeintlichen Todesurteils auf den „Onossein des Teufels“ wirkte. Als nämlich das Krebslein jenes Element um sich spürte, in dem es zu Hause ist, schwamm es lustig darauf los und war guter Dinge. Ungemütlich wurde dem Krebs die Sache erst, als den Mündingern einfiel, ein Feuer um den Kessel herum zur Dämmung des höllischen Geistes anzu-

zünden. Es wurde ihm wärmer und wärmer. Und als das Wasser im Kessel zu sieden ansetzte, rötete er sich und hauchte sein Leben aus.

Die Mündinger waren nicht wenig stolz, daß sie wieder einmal den bösen Geist bezwungen hatten. Und sie konnten nicht begreifen, warum die Ehinger Donauffischer unbändig lachten, als sie von der Mündinger Feldernt erfahren.

Kurze Zeit später ging ein Mündinger mit einer neu gekauften Kuh durch den Wald, in dem sich ein Kuckuck die Zeit vertrieb. Er flatterte lustig von Baum zu Baum und rief kuckuck, kuckuck. Der Mündinger Bauer, der noch nie etwas von einem Kuckuck gesehen und gehört hatte, meinte, daß er gemeint sei und daß ihn jemand etwas zeigen wolle. Er band deshalb seine Kuh an einen Baumstamm und schritt quer durch den Wald immer in der Richtung, aus welcher der Kuckuck lockte. Als er so eine halbe Stunde lang durchs Dickicht sich durchgekämpft hatte, wurde er ängstlich und rief: „Dummer Keil, schrei doch net immer guck, guck! I guck ja schon, nur seh i nie!“ Nach einer Stunde aber wurde ihm die Sache zu dumm. Er brüllte: „Saudumms Rindvieh, guck selber!“ Dann kehrte er um.

Als der Bauer wieder zu der Stelle kam, wo er seine Kuh angebunden hatte, war diese weg. Nur noch der Strich am Baumstamm erinnerte an sie. Ein Landstreicher hatte die verwaiste Kuh gestohlen, während der Bauer dem „guck, guck“ nachgegangen war. Er geriet in Verzweiflung, und die Versuchung war

groß, sich statt der Kuh am Baum festzuknüpfen. Das Leben in ihm schaute dann aber doch vor einer solchen Sünde zurück. Er ging schnurstracks aufs Rathaus nach Mündingen und erzählte dem Bürgermeister sein Mißgeschick.

Am gleichen Tag noch schellte der Rathbüttel folgende bürgermeisterliche Warnung aus:

„Bürger von Mündingen, neuerdings treibt der böse Geist ein ganz besonderes böses Spiel mit uns. Er rüst guck guck durch den Wald. Und wenn man dann geht und sieht, gibt man nichts. Die Kuh aber ist weg. Hütet euch vor dem guck, guck!“

Noch heute haben die Mündinger den Kuckuck nicht gern. Besonders verhasst aber ist ihnen jener, der auf blauem Grunde schwebt und mitunter auf ihrem Eigentum klebt!

Die schönste Mündinger Naturgeschichte ist aber die von der Echslange.

Ein Mündinger Bauer hatte sich auf die Schweinezucht verlegt und für die Pflege seiner Borsentiere ein eben der Schule entlassenes Knechtlein gedingt. Als dieses Knechtlein eines Tages in den Schweinestall ging, um zu füttern, zügelte ihm aus einem der Schweinestöben eine Echslange von ansehnlicher Größe entgegen. Das Knechtlein ließ vor Schrecken den Futtereimer fallen und alarmierte seinen Brotherrn. Dieser bewaffnete sich mit Mistgabel und Äst und zog also in den Kampf mit dem Drachen. Als er aber der zügelnden

Echslange ansichtig wurde, sank ihm das Herz in die Hosen. „Nenn zum Schmiid“, befahl er aufgeregt dem Knechtlein. „Er möge sofort kommen, und zwar mit der größten Zange, die er hat!“

Das Knechtlein lief, so schnell ihm die Beine tragen konnten. Und deshalb war er auch bald wieder zurück. In seiner Begleitung befand sich der Schmiid und noch ein paar Dutzend andere Mündinger, denen er unterwegs von der grauslichen Echslange erzählt hatte. Alle fürchteten sie sich, als sie den Leib des Untiers sich ringeln sahen.

Der Schmiid aber als stärkster und beherztester Mann von Mündingen faßte sich zuerst. Er näherte sich vorsichtig der Echslange mit seiner großen Zange, während die anderen den Atem anhielten. Dann kniff er zu. Er zwickte die Echslange mitten entzwei. Unterdessen aber hub eines der Schweine im Koben ein fürchterliches Geschrei und Gequieke an.

Das Knechtlein befragt um seine Tiere wie eine Mutter um ihre Kinder, ließ sich nicht mehr halten. Er hetzte auf den Koben und schaute hinein. Da mußte er etwas Fürchtbares entdecken: Eines der Schweine, eine riesige Sau, die trübsig war, raste im Koben herum wie wahnsinnig. Anstelle ihres lustigen Ringelschwanzchens aber trage ein blutender Schwanzstummel in die Luft.

Das Knechtlein konnte seine Entdeckung nicht für sich behalten und sagte zu den Umstehenden: „I glaub, mie hent dr Sau ihr Schwänze abwickelt!“

Unerwartete Antwort

Als eine schriftstellersche Frau den französischen Satiriker Mfonge kurz einst fragte, wie er über Blaustümpfe denke, antwortete er offenerzig: „Meine Dame, ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß die nie ungenugtuend sind, weil sie ein doppeltes Verbrechen begehen. Dadurch, daß sie erstens die Zahl der Bächer vermehren und zweitens die Zahl der Hausfrauen vermindern.“ D. P.

Richard Wagner äußerte einst zu Fürst Bismarck, es sei schade, daß sie nicht in ein und derselben Stadt wirken könnten. Darauf entgegnete der Reichskanzler: „Es besteht leider keine Aussicht, daß ich je nach Bayreuth verlegt werde.“

Der Sparsame

Alexander Dumas der Ältere, der bekanntlich äußerst verschwenderisch lebte, ließ sich kurz vor dem Ende zu seinem Zugebrachten, um bei ihm zu sterben. Dort sagte er, daß ihn die Welt mit Unrecht einen Verschwender nenne. Er könne das Gegenteil beweisen, denn er sei kaum achtzehnjährig mit nur drei Louisdor nach Paris gekommen und habe jetzt noch einen übrig. Dabei öffnete er seinen Geldbeutel, der gerade noch einen Louisdor enthielt. D. P.

Ideenassoziation

Als auf einem Musikfest in München ein Händler „Messias“ in starker Befassung aufgeführt wurde, sagte ein Virtuos und Gegner der Händelschen Musik zu dem berühmten Maler Schwind: „Dieses Elefantengetrampel ist doch unaussprechlich.“ Schwind antwortete durch ein Gelächter, nach dessen Grund der Virtuos fragte. Und der Maler antwortete: „Ich lachte, weil mich die Sache an eine Fabel erinnerte, die ich in meiner Kindheit benutzte. In dieser stand nämlich unter andern illustrierten Tiererklärungen in Reimen: „Der Esel ist ein dummes Tier. Der Elefant kann nichts dafür.“ Geben Sie, das ist eine Ideenassoziation, über die ich lachen mußte.“ Der Virtuos soll sich nicht mehr über die Händelsche Musik aufgehalten haben. D. P.



Paar

v. Velden

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Stuttgart O 42

Apropos Abessinien!

In einem Wiener Ministerium sitzen zwei höhere Beamte Tisch an Tisch. Sie sind gute Freunde und, wie das bei guten Fremden so üblich ist, einer gelegentlichen kleinen gegenseitigen Neckerei nicht abgeneigt. Besonders freudig es einen italienisch-abessinischen Krieg gibt, fehlt es nicht an Anlässen und Ursachen zu harmlosen Spötteleien; der eine der beiden ist nämlich mit seinem ganzen Herzen bei den Italienern, der andere wieder „drückt“ unentwegt für Abessinien.

Eines Morgens findet der „Abessinier“ auf seinem Schreibtisch die folgenden Spottverse:

Es lebe weit und breit der Italiener Macht,
Der Schwarzen Tapferkeit wird überall verachtet.
Es wachse mehr und mehr der Italiener Glück,
Der Abessinier Wehr ist eitel Mißgeschick.
Es leb' in stolzer Pracht der Italiener Krieg,
Der Abessinier Macht ist gänzlich ohne Sieg!

Der „Abessinier“ liest dieses Gedicht bedächtigt durch, dann noch einmal — und lächelt. Ganz sonderbar lächelt er.

Nach einer kleinen Weile, währenddem sein Kollege gerade nicht zu ihm hinsieht, nimmt er verstoffeln eine Schere zu Hand, schneidet das ganze Gedicht von oben nach unten in der Mitte durch und klebt dann die so entstandenen zwei Längsstreifen untereinander an.

Hierauf reißt er das Ganze seinen verdächtig Kollegen hinüber, der zu seinem immer größer werdenden Erstaunen folgendes liest:

Es lebe weit und breit
Der Schwarzen Tapferkeit,
Es wachse mehr und mehr
Der Abessinier Wehr,
Es leb' in stolzer Pracht
Der Abessinier Macht.
Der Italiener Macht
Wird überall verachtet.
Der Italiener Glück
Ist eitel Mißgeschick.
Der Italiener Krieg
Ist gänzlich ohne Sieg!

Hans Gerdenius

Hoher Posten

Jochen hat einen neuen Auftrag bekommen. In einem großen Büro muß er die Wände und Decken frisch weißfen. Etzsch erzählt er:

„Ich habe jetzt einen hohen Posten! Niemand wird über mir sein! Cogar die Leiter des Oe. schäfts habe ich unter mir!“

Begreiflich

„Sie scheinen kein großer Hundefreund zu sein!“

„Nein! — Ich bin Besitzer eines Eckhauses!“

Die Krätze

Der Major von Boenstedt, der Sieger von Hagelsberg im August 1813, hielt sehr auf Sauberkeit bei seiner Landwehr. Bei einer Parade sagte er: „Alle Krankheiten kommen vom lieben Gott! Die Krätze aber kommt vom Herrn Kompagnieführer, weil er nicht auf Sauberkeit bei den Leuten hält!“

Das Kind

„Du, der Steuerektorator hat sich wie ein Kind benommen!“

„Wie? denn?“

„Er wollte alles haben!“

Das einzige Mittel

Ein Herr, der jahrelang im Übermaß den Tafelweinen geshuldt hatte, war schließlich mit seiner Gesundheit so sehr am Ende, daß er einen berühmten Arzt konsultieren mußte. Dieser erkannte ohne weiteres den Grund der vielen Krankheiten, die sein Patient sich herangebracht und -gegessen hatte, und jagte, nach einer eingehenden Untersuchung: „Zu heilen sind Sie noch; aber nur, wenn Sie sich genau an meine Verordnung halten.“ — „Das verspreche ich, Herr Professor! Was soll ich tun?“ erwiderte der Kranke erfreut. — „Sie müssen ein Pferd stellen oder was Ihnen sonst gerade ähnliches einfällt.“ — „Was? Ein Pferd soll ich stellen? Da komme ich ja in Gefängnis!“ — „Ganz recht. Nur dort werden Sie die strenge Diät durchzuführen, durch die allein Ihr Leben noch zu retten ist.“

W.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

voll von **ledem waldgerechten Sportfischer** gehalten werden... „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2jähr. RM. 3.—, jähr. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160



Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zwei-
farbigen Titelblätter der
„Jugend“ von Professor Karl
Bauer sind soeben als Einzel-
blätter auf Kunstdruckpapier
erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg.,
in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90



Reichsminister Dr. Goebbels

K. Bauer



Reichskanzler Adolf Hitler

K. Bauer



Ministerpräsident Göring

K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenburg

K. Bauer



Reichsstatthalter General Ritter v. Epp

K. Bauer



Albert Leo Schlageter

K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner von
die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Balduv von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10



Reichsminister Darré

K. Bauer



„Hat nicht schon Klopstock etwa über den Skisport geschrieben...?“
„Ach, diese langweiligen Sportlehrer mit ihren ewigen Theorien.“

Das Gitter

Bei Mark Twain erschien eines Tages eine Delegation seiner Heimatstadt mit der Bitte, er möge zur Errichtung eines neuen Gitters für den Deutscherhof ein Scherlein beitragen. „Dazu liegt doch gar kein Anlaß vor!“ erwiderte der bekannte Humorist. „Die, die drinnen sind, kommen nicht wieder heraus und die, die draußen sind, wollen nicht hinein!“ A. v. K.

Rußland

Gewisse Jwan schlägt in der Genossenschaftsversammlung vor, eine „Petroleum- und Essigfabrik“ zu gründen.

„Wie willst du das anfangen?“ rufen die Genossen.

„Ganz einfach“, erklärte Jwan, „ich kaufe einen Bohrer, mache ein Loch in die Erde, und dann wird schon das Petroleum heroverquillen...“

„Und wenn aber kein Petroleum heroverquillt?“

„Nun, dann ist es eben Essig!“

Paris

Premierer-Hausse in den Theatern. Nach dem ersten Akt eines sehr langweiligen Lustspiels treffen sich zwei Kritiker im Foyer des Theaters. Bevor sie sich noch begrüßt haben, gähnt der eine heftig.

Ruft der andere: „Daselbe wollte ich Ihnen sagen auch schon sagen!“

Lest die
„JUGEND“

Soeben erschienen:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.

112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.

Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnsstraße 10

Liebe Jugend

Im zweiten Schuljahr wird das Märchen vom „Wolf und Fuchs“ gelesen. Die Stelle „der Fuchs wäre seiner gern ledig gewesen“ ist zu erklären.

Frage: „Was bedeutet es, wenn jemand sagt: Er ist noch ledig?“ Antwort: „Er hat noch keine Frau.“

Frage: „Wie sagt man, wenn einer nicht mehr ledig ist? Was ist das Gegenteil?“ Antwort eines Mädchens: „Er ist erledigt!“ P. A.

Aus der Schule

Lehrer: „Welche Zeit ist das: Ich werde schlafen gehen!“

Schüler: „Die unbestimmte!“

Lehrer: „Wieso denn?“

Schüler: „Ja einmal wird es 9 Uhr, ein andermal wieder 11 Uhr!“

EXAKTA

KLEINBILD
REFLEX

Thyssen
KAMERAWERK
STEINHEIMNACH



Auswechselbare Optik bis 1/2-Schilltz,
verschluß 1/1000 1/2 Sek. Selbstauslöser
IMAGE KAMERAWERK-DRESDEN STRIESEN 62

Goeben erschien:

Michel Vomland Der Hupfinger Waschl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeder, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Volksbevölkerung in Beziehung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehme unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Waschl
geht zum
Bauerntheater



Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnsfr. 10

Fred Endrikats Post

Aus Nord und Süd und West und Ost
Kommt morgens, mittags, abends Post.
Durch Tropenglut und Alpenschnee
Bringt sie getreu ein Postbotéh
Bis er erklärt: ich mag nicht mehr,
Ich bau mir einen Robotähr!
Und der Roboter wird gebaut,
Und ihm die Briefpost anvertraut!
In Tropenschnee und Alpenglut
Bewährte sich der Kunstmensch gut,
Nur immer bei dem Adressat
Allhier mit Namen Endrikat,
Da ließ der neue Brieftrügähr
Den Kasten an der Türe leer
Und sprach, als man ihn dienstlich frug,
Warum er alles unterschlug?
„Vom Himmel hoch da komm' ich her
Doch nicht etwa als Robotähr!
Bloß Endrikat läßt wie er will
Den Ton falsch fallen auf die Sil —
Die Silbe, die ihn gar nicht hat,
Drum ließ ich auch für Endrikat
Die Briefe fallen, wie Sie sehn,
In einen falschen Briefkastehn!“
Sein Postrat, der dies nicht verstand,
Der pensioniert ihn kurzerhand.
Da stürzt als Postbotéh a. D.
Sich der Roboter in den soeben frisch nach-
gefüllten Kleinhesseloher See! Wohl
bekomm's!
Wird hier zu Motten und zu Rost,
Und Endrikat kriegt wieder Post!

Ernst Klotz.

Obermodern

„Ist Herr Pulato eigentlich ein moderner Maler?“

„Das will ich meinen; der stellt sogar den Tod nicht mehr mit der Sense, sondern mit der Nähmaschine dar!“

Im Stellenvermittlungsbüro

„Können Sie kochen? —“

„Klar kenn' ich kochen. Das ist doch der alte Bazillenwackel. Sein Denkmal steht vor 't neuen Tor.“

Beziehungen

Fräulein hat Zuzi beim Naschen ertappt und hält ihn jetzt die verdiente Standpaufe: „Weißt Du nicht, daß der liebe Gott alles sieht und alles bestraft? — Ich würde so etwas nie tun. Da hätte ich viel zu viel Angst vor seiner Strafe.“

„Ja — — Sie vielleicht“, meint der hartgefottene Sünder seelenruhig. „Aber ich nicht. Ich brauch' nicht. Mein Onkel ist Pastor.“

Alter

„Wie alt wohl Fräulein Jse ist!“
„Ich weiß es nicht, aber ich glaube, sie ist schon ziemlich alt, weil man bereits immer zu ihr sagt: „Wie fabelhaft jung Sie aussehen!“

Romeo

Hausfrau: „Und noch eines, Lima, einen Romeo dulde ich nicht in meiner Küche!“
Das neue Mädchen: „Kommt auch nicht in Frage, gnä' Frau! Mein Beütigung heißt Fröh!“

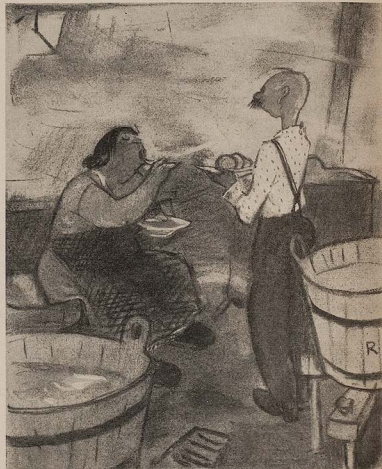
Ah so!

Müllers scheinen sehr gut verarbeitet zu sein, Sie sagt immer —, ihr Mann sei das Licht des Lebens! — „Wahrscheinlich, weil er — — nicht ausgehen darf!“

Ehegespräch

Sie: „Junger bist du betrunken! Du warst gefottener Sünder, als du mich heiratetest.“

Er: „Ja, Total betrunken!“



Der Waschtrog

Rudolf Kriesch



Es wird wichtig sein, unsere Darlegungen an zwei Beispielen näher auszuführen, damit ihre Bedeutung anschaulich wird.

In unserer Baumstudie ist die junge Pappel zum Beherrschenden geworden. Frei steht sie im Bildfeld und ragt in den Himmel hinein. Die schräge Lage, in die sie vom Winde gebracht wird, gibt dem Bild Leben und Jugend, ein Dennoch findet seinen Ausdruck.

Der Baum sieht in der Aufnahme bedeutend aus. In Wirklichkeit aber handelt es sich um eine kleine Pappel, die nicht einmal zwei Meter groß ist. Im Foto wird sie zu einem Wesen voll Kraft und Leben, erscheint gewaltig. Somit wäre hier dem Einwand „Die Fotografie lügt!“ eine Tür geöffnet, und ganz sicher wird dieses Schlagwort hier und da kommen. Aber überlegen wir doch einmal: Lügt die Fotografie hier wirklich? — In diesem Falle doch sicher nicht. Hier findet ja nur eine Ausdruckssteigerung statt, es geht um einen gewissen Expressionismus oder um verstärkte Impression. Jedenfalls ist damit das Wesen des Baumes erkannt und wurde die eigentliche Hauptsache zur Darstellung gebracht. Das ist fotografisches Gelingen!

Mittel dieser Ausdruckssteigerung war in unserem Falle eine tiefe Perspektive. Das Objektiv der Kamera befand sich nur rund 10 cm über dem Erdboden. Deshalb haben wir auch den tiefen Horizont, den nur angedeuteten Erdboden und den so weiten Himmel mit seinen leichten Wolken, die sich gut dem Inhalt angleichen.

Beschreiten wir jetzt den entgegengesetzten Weg, gehen wir also der Kamera einen hohen Standpunkt, so tritt die umgekehrte Wirkung ein. Der Himmel verschwindet fast oder ganz, der Erdboden gibt Hinter- oder besser Untergrund, wie wir es in unserem zweiten Foto finden. Damit tritt das Moment der Freiheit zurück und seinen Platz nimmt Gebundenheit ein. Der Wagen, der über das Pflaster rollt, die Haltung des Pferdes, insbesondere des Kopfes dieses plüstermächtigen Tieres berichten von einer Begrenzung ihrer Möglichkeiten. Nur eine Bewegung auf dem Untergrund, also in waagerechter Richtung, ist möglich und wird im Foto ausgedrückt durch die diagonale Stellung von Pferd und Wagen. Aber es fehlt ein Wachstum nach oben, in die Höhe.

So erkennen wir einen Zusammenhang zahlreicher Faktoren in einem Bilde. Es kommt nicht allein auf die Technik an, sondern es gehört auch dazu, daß wir diese Momente schon während der Aufnahme empfinden. Empfindung heißt hier nicht Formelierung; es ist schlechthin das, was vielfach als „fotografisches Sehen“ bezeichnet wird. Es steht also über aller Technik und baut sich auf Erfahrung auf. Nicht wahlloses Knipsen führt zu ihm, sondern systematisches Arbeiten an bestimmten Aufgaben, an denen man sich bis zu einem gelungenen Abschluß versucht.

SCHENKEN SIE IHREN FREUNDEN
EIN ABONNEMENT AUF DIE
„JUGEND“

Perspektive ist Ausdrucksmittel

In unserer Abhandlung „Immer wieder: Der Mensch“ kamen wir schon kurz darauf zu sprechen; da aber die Frage der Perspektive von so ausschlaggebender Bedeutung ist und allzu leicht vernachlässigt wird, müssen wir uns noch etwas genauer damit befassen.

Es gibt in der Fotografie ganz bestimmte Ansichten, die vor langer Zeit einmal angestellt wurden und sich bis heute völlig unberührt erhalten haben. Wir begegnen ihnen in Lehrbüchern, wo sie gewissermaßen als kategorischer Imperativ wirken. Man fotografiere aus Augenhöhe — so lautet solch ein Satz mit der Begründung, daß das fotografische Bild unserem Blickpunkt entsprechend eingefangen werden müsse. Es wird hierbei ganz das gestalterische Moment übersehen und der so schädlichen und immer noch so weit verbreiteten Ansicht vom fotografischen Bilde als objektive Reproduktion der Wirklichkeit gedient. Es gibt für diese einseitige Ansicht große Fanatiker, Spiegelreflex-Einrichtung und Brillantsucher sind in ihren Augen nutzlose Dinge, weil sie zur Abweichung von der so heiligen Regel zwingen. Andererseits aber gehen die gleichen Vertreter der objektiven Richtung an dem wesentlichen Punkte vorbei, der unserer Lichtbildkunst eben doch ein abstraktes Merkmal aufweist: Wir halten Heiligkeitsworte fest, nicht aber primär Farben und Formen. All das entsteht erst durch das Licht. So also wäre zu erkennen, daß die Fotografie gar nicht so objektiv ist, wie sie scheint. Und eng mit dieser Erkenntnis verknüpft ist die Suche nach Ausdrucksmöglichkeiten, die im Rahmen fotografischer Darstellung liegen, wozu im besonderen auch die richtige Perspektive gehört.

Bei der Wahl unserer Motive legen wir an die Gegenstände einen Wertmaßstab. Sie können uns voller Bedeutung, Eindruck und Freiheit oder gebunden, begrenzt und abhängig erscheinen. Das sind zwei gegensätzliche Formen, die wir immer wieder an uns treffen. Suchen wir nach einer symbolischen Deutung, so finden wir die Freiheit und Isolation, für den Inhalt des Gebundenen in einer Wechselwirkung zweier Momente und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit. Unter diesem Maßstab wird das äußerlich Unschöne, gewaltig und das äußerlich Gewaltige unscheinbar, wenn in seinem Wesen eine ganz andere Note liegt, als nach außen hin erkennbar ist. Hier spielt unser Empfinden eine wesentliche Rolle, und es kommt darauf an, nicht nur die äußere Gestalt zu sehen, sondern auch ihren wahren Inhalt zu erkennen, der hinter dieser Gestalt liegt.

1000 Jahre später

Anton Leidl



Olympiadische Überbleibsel